



K. J. SARTOR

Irish Blues

oder Das ferne Kind

Roman



K.J. SARTOR

Irish Blues

oder Das ferne Kind

Rote Katze Verlag

K. J. SARTOR

Irish Blues

oder Das ferne Kind

Roman



Rote Katze
VERLAG

Before us lies eternity; our souls
Are love, and a continual farewell.

*Vor uns liegt die Ewigkeit; unsere Seelen
Sind Liebe – und ein ständiges Lebewohl.*

Aus »Ephemera«
von William Butler Yeats (1865 - 1939)

Laut Pass und Personalausweis heiße ich Alexander, höre aber lieber Alex, auch wenn die Leute das A bisweilen dehnen, als spielten sie auf mein Wesen an. Außerdem mag ich's, wenn mich mein Gegenüber umstandslos duzt und ich zurckduzen darf; aus Sicht meiner Generation trägt das Duzen zum sozialen Frieden bei. Wie gerade wieder festgestellt, klingt Alex hierzulande kurz, egal wie gut man mich zu kennen glaubt. Das englische »you« indes, so freundlich es auf uns Deutsche wirkt, darf nicht ohne Weiteres als Nähe gedeutet werden.

Ich habe einen Flug und eine Busfahrt hinter mir, und es kommt mir nun seltsam vor, allein durch Dublin zu laufen. Die letzten Jahre sind Anja und ich stets als Paar zu den Reimern gereist und vor der Weiterfahrt nach Sligo jedes Mal ein paar Tage durch die quirlige Stadt gestreift. Seltsamer noch finde ich, dies aber schon lange, dass ich außerhalb meines Berufs als Astronom nur auf Reisen handschriftlich festhalte, was mich bewegt. Aufzeichnungen erleichtern einem zwar den Rückblick auf das Erlebte, doch erklärt das diese »Anomalie« nur halb. Aktuell wurde meine Schreiblust, so nehme ich an, zusätzlich durch das Fluchtartige der Reise geweckt.

Dabei habe ich dreifach Glück gehabt: Die Universität, in Gestalt meines Chefs, hat mir umgehend Arbeitsurlaub gewährt, damit ich mit meinem Opus magnum endlich »zu Potte käme«, Aer Lingus hatte in Economy schließlich doch noch einen Sitzplatz frei und auch Trinity College, dessen Unterkünfte im Sommer an Touristen vermietet werden, bemühte sich und versah mich mit dem letzten verfügbaren Bett.

Bevor ich bei Ute und Gert erneut den Ersatzsohn spiele – jedes Mal gern und diesmal voraussichtlich länger als sonst – muss ich Abstand gewinnen von etwas, das ich erst seit Kurzem weiß, und mit dem ich, wie man in ähnlicher Lage, letztlich wohl aus Eigenschutz, zu sagen pflegt, nicht gerechnet hatte.

»Alexander«, sagte Anja ungewöhnlich ernst, als mir nach einer stressigen, in eigener Sache jedoch ergiebigen Nacht an der Sternwarte nur noch nach Schlafen zumute war. »Alexander, ich muss dir was gestehen.«

Da sah ich meine Freundin an, als wäre sie eine Schimäre und nicht die Lebenspartnerin der letzten elf Jahre. Es war ein warmer, sonniger Tag (soviel hatte ich beim Heimradeln ins Villenviertel noch mitbekommen) und Anja müsste auch bald aufs Fahrrad steigen, um rechtzeitig in der Montessori-Schule zu sein, die ihre Unterrichtscontainer, keine Ahnung warum, auf dem Gelände meiner Arbeitsstätte stehen hat.

»Ich bin schwanger«, hörte ich wie durch eine Watterwand. Automatisch fielen meine müden Augen nun auf ihren Bauch, der von einem gelben T-Shirt mit der Aufschrift »Sunny Day« bedeckt war – und mir wurde der Umstand bewusst, dass Anjas Vorderseite sich dort zu wölben begann.

An dieser Stelle zwingt es mich zu erwähnen, dass ich in letzter Zeit wie besessen gearbeitet habe, zunehmend nachts, um mein bisher größtes und wichtigstes Projekt abzuschließen. Sonst werde es nichts mit der Dozentur und dem langfristigen Dienstvertrag, lautete die Ansage meines Chefs. Daraufhin war unser Liebesleben zum Erliegen gekommen und ich Sterngucker hatte das Bäumlein glatt übersehen.

Nun hätte die Person, die ich liebe wie keine zuvor, ihre »anderen Umstände« als späten Erfolg unserer Bemühungen im Bett verkaufen können: Müde wie ich an jenem Augustmorgen war, ich hätte ihr geglaubt. Anja ist jedoch eine ehrliche Haut. Eine solche Lüge, so fromm sie wäre, käme ihr

nie in den Sinn. Mit etwas hinter dem Berg halten kann sie dagegen gut. Doch jetzt standen ihr mehr Tränen im Gesicht, als sie auf dem Weg zur Schule würde getrocknet bekommen.

»Ich habe die fehlende Aussicht auf ein Kind nicht mehr ertragen und zum letzten, mir verfügbaren Mittel gegriffen. ›Mir läuft die Zeit davon‹, dachte ich. Und du und ich, wir hatten doch alles versucht!«

Hatten wir nicht! Vor der klassischen Reagenzglas-Methode hatten wir zurückgeschreckt. Wir hatten gesagt, dass wenn *das* klappt, entstehen dabei mehr brauchbare Embryonen, als nötig sind. Klappt es weiter, erwartet die überzähligen der Tod. Und weil zumeist mehrere Embryonen in die Gebärmutter eingebracht werden, steigt die Wahrscheinlichkeit einer Mehrlingsschwangerschaft. Mehr als ein Kind hatten wir aber auf keinen Fall gewollt.

Unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, bekam ich nur »Lass uns alles Weitere heute Nachmittag in Ruhe besprechen« heraus und legte mich schlafen. Freilich fand ich nicht die Ruhe, die ich brauchte, sondern fing zu grübeln an.

In der ersten, überschwänglichen Phase unserer Beziehung, die bald nach der Jahrtausendwende begann, waren wir uns noch selbst genug gewesen. In der nächsten, deutlich ruhigeren Phase stand Kinderwunsch auch nicht gerade im Vordergrund, obwohl wir uns nun für ein gemeinsames Leben entschieden hatten. Erst in der dritten Phase, als sich Routine im Alltag einzunisten begann, kam das Thema »Familiengründung« ernsthaft auf den Tisch. Da hatte Anja die fünf- unddreißig überschritten, weshalb sie – mangels einschlägigen Erfolgs – Angst bekam. Bevor die vorerst letzte, vierte Phase aus äußeren, mein Berufsgeschick betreffenden Gründen begann, hatten wir seit Langem auf Verhütung verzichtet. Anjas Zyklus – präzise wie eine Kuckucksuhr, fällt mir hierzu ein – kannten wir genau. Und wie abträglich es der Sache ist,

wenn der Kinderwunsch überhandnimmt und die Frau nur selten zum Orgasmus gelangt, wussten wir so gut wie alle anderen, aus dem gleichen Grund verzweifelten Paare. Deshalb wir auf Yoga und Tantra setzten, darin sogar eine gewisse Kunstfertigkeit erwarben. Trotzdem stellte und stellte sich keine Schwangerschaft ein! Da begannen wir, einander mit Vorwürfen zu überhäufen, fanden aber gottlob rechtzeitig wieder aus diesem Teufelskreis heraus und wandten uns aussichtsreicheren Formen der Ursachenforschung zu.

Nun ist früher bei Unfruchtbarkeit »schuldig« stets nur die Frau gewesen. Der Mann, die »Krone der Schöpfung«, hatte sich angestrengt und geliefert: Bezweifelte da jemand seine Zeugungsfähigkeit? Natürlich nicht. Bis kritische Ärzte und, nach erheblichem Umdenken in deren Zunft, auch Ärztinnen damit begannen, sich die Männer mit Kinderwunsch näher anzuschauen: ihre Körper, ihre Psyche, besonders jedoch ihren Zeugungssaft mit diesen kleinen Kampfschwimmern darin. Und siehe da, es war nicht alles erste Sahne, was dem Penis am Höhepunkt der Lust entsprang. Diese neue Medizinerschar attestierte dem männlichen Körper samt der ihn beherrschenden Psyche auch keineswegs immer die Qualität, die Voraussetzung für eine erfolgreiche Begattung ist. Ums kurz zu machen und der Wahrheit zum Sieg zu verhelfen – was selten schmerzlos geht: Es stellte sich bei diesen Untersuchungen heraus, »schuld« an der Unfruchtbarkeit einer Ehe oder eheähnlichen Beziehung waren die Männer so oft wie die Frauen.

Anja und mir war indes längst klar, dass *ich* das Problem darstellte. Ich allein. Dies wussten wir – ohne es emotional genügend verarbeitet zu haben – seit dem Tag, als uns jener gemütsarme Reproduktionsmediziner nach peinlicher Befragung und mit einigem Abstand zweimal auszuführenden, praktischen Handlungen meinerseits, eröffnete, eher ginge ein

Kamel durch ein Nadelöhr als eins meiner Spermien durch Anjas Muttermund. Mein Ejakulat sei schlichtweg zu gering und die wenigen, mehrheitlich mickrigen Samenfäden seien zu schlapp; anstatt zielstrebig geradeaus, schwämmen die meisten im Kreis. Eine Befruchtung mit solchem Samen wäre zwar nicht ausgeschlossen, doch eher sowas wie ein Lottegewinn. Natürlich habe ich mich während und auch nach all diesen entmutigenden Informationen gefragt, ob sich durch das alte Unglück auch ein Teil meiner Organe dazu entschlossen hatte, nicht mehr mitzuspielen. Künstliche Insemination, hörte ich zwischendurch den Arzt sagen, also Einbringung meines Spermias in Anjas Uterus mit einer Spritze, wäre der nächste Schritt. Den Flaschenhals Muttermund hätten die Samenfäden dann hinter sich, der Weg zum Ei sei folglich verkürzt. Mit Befruchtung sei dennoch nicht sehr zu rechnen, die Chancen stiegen höchstens auf Tombola-Hauptgewinn-Niveau. Was er darüber hinaus anbieten könne, sei die Reagenzglas-Methode sowie, als ultima ratio, die Einbringung eines Spermiums in eine Eizelle unterm Mikroskop.

Ob wir schon mal über Adoption nachgedacht hätten.

Um es wieder abzukürzen: Der künstlichen Insemination haben wir zugestimmt, zumal mir der Arzt wider Erwarten gestattete, dem Vorgang beizuwohnen und den Spritzenstempel »kurz mal« zu drücken. Seinen übrigen Vorschlägen konnten wir allerdings nichts abgewinnen.

Und Adoption?

Moment, muss erstmal der mütterlich-molligen Kellnerin von »Bewley's Oriental Café« den Grüntee und die Scones bezahlen – für Kaffee war's zu spät, für Deftigeres als Gebäck zu früh.

Mein Ziel muss jetzt erst mal sein, so bald wie möglich meinen Rhythmus zu finden, und dazu gehört ungetrübter Schlaf nach Mitternacht. In der Sternwarte, wenn ich

unser großes Teleskop mit seiner neuen CCD-Kamera für mich habe und mir den Zentralrechner mit höchstens drei weiteren Nachteulen teilen muss, bleibt das Glas mit dem Schnellkaffee (»Jacobs Krönung«) nach zwei Uhr zu. Sonst würde ich wohl bis Mittag wachbleiben! Ob die Stunde, die ich heute hinzugewonnen habe, bei der Umstellung von Nachtschicht auf Wachheit während der gegenwärtig langen Tageszeiten hilft oder im Weg steht, wird sich zeigen. Je mehr ich mir mein geliebtes Dublin mit neuen Augen anschau und je später ich meine Unterkunft am Library Square aufsuche, desto weniger bleibt Raum für trübe Gedanken. Gekränkt hat Anja mich im Grunde nicht, sie hat mir nur sehr, sehr wehgetan.

Als frühes Nacht Mahl gestatte ich mir ausnahmsweise etwas leicht Fettiges: Fish & Chips bei »Leo Burdock« in der Werburgh Street. »Like old times«, geht es mir in dem kioskartigen Laden durch den Kopf. Den Pub nebenan, »The Lord Edward«, haben Anja und ich auch immer gern aufgesucht, um bald nach Ankunft in der Stadt das erste Glas Guinness zu trinken. »Bewley's« – wer es kennt – ist mir übrigens in seiner alten Form lieber gewesen, vielleicht weil mir das leicht Schlampige entgegenkam und mich auf der Stelle in Urlaubsstimmung versetzte. Leo Burdock's ist so geblieben, wie es war: Gold und Grün passen halt wunderbar zusammen und die weiße Namensschrift hebt sich gut ab. Geblieben sind auch die Preise, so kommt's mir zumindest vor: »Fresh Cod & Chips« für 8,98 Euro, »Smoked Fish & Chips« zum gleichen Preis, »Fresh Ray & Chips« für 10,48 Euro et cetera. Ich nehme meine Portion entgegen, gehe ein Stückchen und setze mich in Dubh Linn Garden auf eine Bank.

Ach ja, die Sache mit der Adoption!

»Fremde Brut an Kindes statt anzunehmen«, kam für Anja deshalb nicht in Frage, weil sie sich – nach allem, was wir inzwischen wissen, zu Recht – für ebenso fruchtbar wie ihre generativ erfolgreicherer Geschlechtsgeossinnen hält. Und ich? Mir fiel dazu nur ein, dass meine Mama, die seit einem Vierteljahrhundert wenig mehr tut, als »ihren Rolf«, meinen Vater, zu betrauern, einem befreundeten Ehepaar mal ein Kind vermittelt hatte. Dort, wo sie seinerzeit lebte, war Adoption deutscher Kinder noch in Schwung. Die Frau dieses Paares hatte eine Anomalie: Ihre Gebärmutterhöhle war von einer Gewebewand unterteilt. Da gelangten die Spermien mal in die eine Hälfte und das Ei befand sich in der anderen oder es war umgekehrt. Fanden Ei und Samenfaden doch zusammen, kam es zur Fehlgeburt. Daraufhin hatte das Paar ein zweijähriges Mädchen angenommen, formal zunächst als Pflegekind. Die Frau unterzog sich dennoch einem chirurgischen Eingriff mit dem Ziel der Schaffung eines einkammerigen Uterus. Die Fehlgeburten hörten aber nicht auf. Als das Mädchen fünf Jahre alt war *und adoptiert*, wurde die Frau – nun 43 Jahre alt – doch noch schwanger und gebar ein gesundes Kind. Und dieses Kind, eine kleine Prinzessin aus Sicht der glücklichen Eltern, machte der älteren Schwester später das Leben schwer, indem es ihr so oft es ging die vermeintlich niedere Abkunft unter die Nase rieb.

Na ja, ist kein Argument, wahrscheinlich auch die falsche Anekdote, ließ mich aber die Adoptionsangelegenheit wie Anja sehen. Ein Kind anzunehmen und zu umsorgen, als wär's ein eigenes, setzt ja – außer der grundsätzlichen, im besten Fall von reiner Menschenliebe getriebenen Bereitschaft – ein hohes Maß an menschlicher Reife voraus.

Nebenbei bemerkt, meine Ersatzeltern Reimers sind informiert. Ich konnte sie nicht im Dunkeln lassen, denn wir kamen sonst immer zu zweit. Ersatzvater Gert – Ute war

wohl nicht in der Nähe – hat am Telefon sogar gesagt, er an meiner Stelle würde sich das weitere Zusammenleben mit Anja gut überlegen. Der Samenspender, da anonym, bliebe zwar »außen vor« (aller Qual zum Trotz, kam mir da ein Lächeln), »stecke« nun jedoch in Anjas Kopf (weiteres, weniger lockeres Lächeln). Aus seiner Sicht seien die Umstände vergleichbar zu denen nach Organtransplantation: Herz-, Leber-, Lungen-, ja selbst Nierenempfängerinnen entwickelten oft eine tiefe innere Beziehung zum Spender, eine Art kindlicher Anhänglichkeit.

»Du wirst es nicht verhindern, dass Anja sich diesen Mann in all seiner Männlichkeit vorzustellen versucht!«, kam es ernst aus dem Hörer unseres Bergedorfer Festgeräts.

Das Becher-Mannsbild! Der Kerl, der seine heiße Ladung in einen vermutlich vorgewärmten oder sonst wie präparierten und gleich einem Starbucks-Becher verschließbaren Plastikbehälter geschleudert hatte!

Der Becher-Samen, *sein* Samen! Der gewiss in Windeseile vom Ort der Gewinnung zum Ort der Verwertung gebracht worden war, angesichts des Erfolgs wahrscheinlich in einer Thermotasche oder sonst was in der Art.

Aber wie genau? Mit dem Fahrrad? Mit der Straßenbahn? Oder mit unserem, von den Godenbergs gesponserten, von mir selten, zudem stets passiv genutzten SUV? Und wenn per Fahrrad, Auto oder Nahverkehr – wer ist gefahren, wer hat transportiert? Anja wird es kaum gewesen sein, die befand sich in Warteposition und sorgte vermutlich tantrisch dafür, dass die herannahenden Spermien in ihrem warmen Lebenssaft es so schön wie möglich hätten.

Und wer hatte das Sperma eingebracht? Anja selbst oder die Transportperson? Falls Letztere: War sie Anja wie dem Spender zur Hand gegangen, und falls ja: Was genau bedeutete das für den Zeugungsvorgang? Oder klingt das jetzt ein bisschen zynisch?

Anja hatte allen Mut zusammengenommen und gesagt, es sei in Dänemark geschehen. Nicht am Abend oder in der Nacht, sondern spätnachmittags. Wie ich wisse, habe sie, als ich bereits bis zum Hals in meiner endlich fertigzustellenden Arbeit gesteckt hätte, mit ihrer besten Freundin und Kollegin Vigga während der Frühjahrsferien dort Urlaub gemacht. Viggas Großeltern seien Dänen und sie seien bestens vernetzt.

Nein, es sei nicht in Kopenhagen gewesen. Da garantiere niemand für die genetische Unbedenklichkeit! Es sei auf dem Land gewesen, und sie habe auch nicht wirklich mit Erfolg gerechnet, jedenfalls nicht beim ersten Mal.

Da dachte ich, vielleicht um die Sache zu verorten: »Sie hat's gleich hinter der Grenze in Padborg gemacht. Oder auf einer der größeren Inseln. Oder – o welch poetischer Gedanke ...! – im Umfeld des Hamletsschlusses am Öresund.« Ich neige zu Sarkasmus, ich kann's nicht leugnen.

»Something is rotten in the state of Denmark«, schreibe ich auf einmal hin, gleich darauf: Lotto > Tombola > Würfelspiel.

Anja hatte auf Anhieb die Sechs erwischt.

Die Fish & Chips sind verputzt, das schwarze Notizbuch ist wieder eingesteckt. Wem meine Aufzeichnungen eines Tages in die Hände fallen, der oder die wird sich womöglich wundern.

Letztlich gibt es aber nichts zu wundern. Denn wer sich ein wenig mit Handschriften auskennt, weiß um Flecken von allerlei Art. An diesem Punkt gestehe ich deshalb ohne Scham, dass es auf dem dünnen DIN A5-Papier längst feuchtgewellte Stellen gab, bevor meine Finger ihre fettigen Abdrücke hinterließen.